

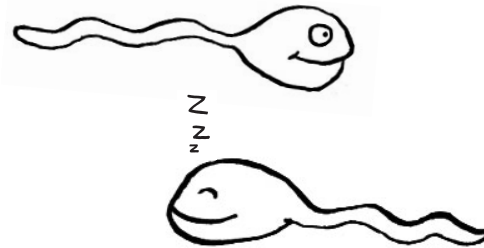
ullstein 



FELIX WEGENER

NICHT SCHWIMMER

Roman



Ullstein

Das Buch

»In unserer Beziehung ist Sonja der *Mover and Shaker*. Ich hingegen *shakte* in letzter Zeit nur mein bestes Teil, weil meine Spermien nicht *movten* ...« Als Felix Wegener beim Urologen herausfindet, dass er eine Zeugungsschwäche hat, ist in seinem Leben nichts mehr, wie es war: Er geht alle möglichen Ursachen für sein Leiden durch (War es wirklich gut, als einer der Ersten ein Handy zu haben?), er quält sich durch Therapien, von denen er vorher nie gehört hat (Zink! Fleisch!), und er hat Sex nach Stoppuhr und exakt berechnetem Zeitpunkt (gleich nach dem EM-Spiel Deutschland gegen die Türkei). *Nichtschwimmer* ist die Geschichte eines nicht ganz perfekten Mannes – überraschend, provokant und wunderbar witzig.

Der Autor

Felix Wegener, 1974 in einer saarländischen Kleinstadt geboren, lebt mit seiner Familie, die noch nicht so groß ist wie gewünscht, in der Nähe von Bochum und arbeitet als PR-Referent. Sein größter Traum ist es, als Pressesprecher des VfL Bochum die erste deutsche Meisterschaft zu feiern. Er fragt sich seit vielen Jahren, warum es in Deutschland zwar zweiwöchentlich eine *Brigitte* gibt, aber keinen *Volker*.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Nach einer wahren Geschichte



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage September 2011
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Titelillustration: Agentur dieKLEINERT.de / Stockartwork
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Gesetzt aus der Berkeley
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN: 978-3-548-28365-4



Prolog

■ Ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, dass meine Spermien nicht in Ordnung sein könnten. Und jetzt stand ich vor dieser Praxis in Ehrenfeld, einer besseren Gegend von Bochum. Ich war pünktlich. Ich hatte schlecht geschlafen vor lauter Nervosität und war früh aus dem Bett gesprungen. Ich hatte sorgfältiger als sonst geduscht und dabei darauf geachtet, dass die Wassertemperatur lauwarm und nicht heiß war. Soll besser sein. Sonja, seit drei Jahren meine Freundin, hatte mich zum Abschied in den Arm genommen und mir viel Glück gewünscht, als wäre ich unterwegs zu einem Vorstellungsgespräch. Jetzt stand ich also vor der Tür eines dieser Ärztehäuser, neben dessen Eingang zahlreiche Schilder darauf aufmerksam machten, dass es heutzutage für jedes Organ Spezialisten gibt.

Ich hätte jeden anderen Arzt in dem Haus lieber genommen, doch ich musste zum Urologen. Kurz überlegte ich, ob ich einfach zur Arbeit weiterfahren sollte, wollte dann aber nicht feige sein. Ich klingelte tapfer. Um erst dann zu merken, dass die Tür offen war.

Ich betrat unbekanntes Terrain und wurde von der Arzthelferin ins Wartezimmer geschickt. Dort räusperte ich mich

und versuchte es auf die überfreundliche Tour: »Guten Tag, die Herren!« Ich kann eigentlich sehr, sehr freundlich »Guten Tag« sagen. Ich arbeite als PR-Referent der Stadt Bochum, da muss ich dauernd freundlich sein. Ich hatte gehofft, dass vielleicht ein oder zwei Männer zurückgrüßen würden. Wenn es super gelaufen wäre, hätten die Wartenden meine Anrede »die Herren« als zarte Ironie verstanden und mit einem Grinsen beschenkt. Aber es grüßte und grinste niemand, alles, was ich vernahm, war ein Grummeln. Ein dumpfes Männergrummeln, das man von Busfahrern kennt, die einem sagen wollen: »Sie Idiot, haben Sie das nicht passend?«

Vielleicht, dachte ich mir, als ich neben den Grummelern Platz genommen hatte, sind ja Männer mit Problemen im Genitalbereich generell nicht zu Späßen aufgelegt. Vielleicht, dachte ich, hat aber auch nur derjenige Genitalsorgen, der ohnehin kein fröhlicher Charakter ist. Ich selbst würde nicht in ihren Club gehören, da war ich sicher. Die hier Versammelten hatten ein Problem, ich nicht.

Plötzlich konnte ich die Abweisung der Herren im Wartezimmer verstehen. Sicher sagte ihnen ihr Instinkt: Der kommt hier überfreundlich grüßend reinspaziert, bevor er sich eine Urkunde für seine 1-a-Spermien geben lässt, und lässt sich dann nie mehr blicken, während wir hier weiter rumgrummeln müssen. Fast hätte ich Mitleid mit ihnen entwickelt.

Ich blätterte ein bisschen in *Auto, Motor und Sport*, das ich zu meiner Freude auf dem Zeitschriftentisch entdeckte. Ich konnte schon als Dreijähriger Mitsubishi fehlerfrei ausspre-

chen. Das Heft war topaktuell, wie auch die *Auto Bild*, die ein Mitpatient las. Offenbar achtet man in einer urologischen Praxis auf frische Ware. Ich las erst etwas bemüht konzentriert, bis ich mich schließlich tatsächlich für einen Artikel begeistern konnte, der das T- und das R-Modell von Mercedes miteinander verglich. Beides Familienautos mit schön viel Platz, und ich wusste damals noch nicht, was ich mir mehr wünschte: die Familie oder das passende Auto dazu. Ich studierte gerade das Ladevolumen und den Verbrauch, als mich der Ruf der Arzthelferin aus meinen Gedanken weckte.

Während sie die Angaben zur Person in ihren Computer tippte, fragte sie beiläufig: »Waren Sie denn in den letzten drei Tagen abstinent?«

»Ich trinke schon lange keinen Alkohol mehr.« Wenn ich nervös bin, werden meine Witze selten besser.

Sie lachte auch nicht, sondern sagte: »Ich meine, ob Sie in den letzten drei Tagen auf Sex oder Selbstbefriedigung verzichtet haben.«

»Ach so!«, ich tat, als verstünde ich erst jetzt. »Ja, das auch. Ich habe nicht mal an Sex gedacht.«

»Krankenkassenkarte!«, kommandierte sie. Offenbar hatte sie Späße dieser Art schon zu oft gehört.

Nachdem meine Daten erfolgreich in die praxisinterne Datenbank übertragen worden waren, schrieb die Frau meinen Namen und mein Geburtsdatum auf einen Aufkleber und platzierte ihn auf einem durchsichtigen Becher in der Größe eines Whiskyglases. Der Becher hatte einen roten Deckel, er sah nach Tupperware aus. Die Gebrauchsanwei-

sung bekam ich mündlich: »Geben Sie bitte Ihre Spermaprobe darin ab. Verschließen Sie den Becher anschließend sorgfältig und stellen Sie ihn hier auf den Tresen.«

Den Gang entlang, links um die Ecke, durch die Glastür, erste Holztür rechts, dort fände ich einen Ort, an dem ich es mir gemütlich machen sollte. Ich ging los und fand einen Raum, der aussah wie eine ganz normale Herrentoilette: Waschbecken, Pissoir, ein Räumchen mit Klo. Das hatte ich mir irgendwie anders vorgestellt. Anregender. Nirgendwo war ein Sofa oder wenigstens ein Stuhl.

Also ging ich in das Räumchen mit Klo, schloss ab, setzte mich und holte mir zum ersten Mal in meinem Leben aus medizinischen Gründen einen runter – und saß dabei auf einem geschlossenen Klodeckel.

Als ich mit dem Becher in der Hand zurückging, fiel mir auf, dass die Tür vom Nebenzimmer offen war. Durch den Spalt sah ich, dass darin ein Ledersessel stand, daneben lagen Pornohefte bereit. Ich hatte mich in der Tür geirrt. »Na ja, macht nichts«, sagte ich zu mir selbst, »muss hier ja eh nicht mehr rein.«

Die Testergebnisse würde ich erst beim nächsten Besuch bekommen, aber heute sollte ich mich noch vom »Herrn Doktor« untersuchen lassen.

Bis es so weit war, musste ich erneut im Wartezimmer Platz nehmen. Ein älterer Herr hatte sich meine *Auto, Motor und Sport* geschnappt. Aus Not las ich jetzt *GQ*, was meine Laune nicht besserte, so wohlproportioniert und überpotent sahen die Männer darin aus. Warum gibt es in Deutschland eine *Brigitte* für Frauen, aber keinen *Volker*

für Männer?, fragte ich mich gerade, als ich abermals aufgerufen wurde.

»Der Herr Doktor« war ein freundlicher Mann mit rahmenloser Brille, Typ Jungminister. Er saß hinter seinem Schreibtisch und studierte meine Karteikarte.

»Sie haben also einen unerfüllten Kinderwunsch?«, fragte er ohne Umschweife.

»So weit würde ich nicht gehen«, hörte ich mich antworten. »Meine Freundin hat vor ein paar Monaten die Pille abgesetzt, und trotzdem ist noch nichts passiert in Sachen Schwangerschaft.« (Offenbar wollte ich ihr die Schuld geben.) »Wir probieren es also nicht schon seit Jahren.« (Ich wollte verharmlosen.) »Es ist mehr eine Vorsichtsmaßnahme als eine akute Notwendigkeit.« (Ich laberte herum.)

Der Arzt lächelte. »Okay. Wenn Sie nun bitte die Hosen herunterlassen würden?«

Während ich seinem Wunsch nachkam, versuchte ich, noch breiter zu lächeln als er. »Ich werde jetzt Ihre Hoden abtasten«, erklärte er mir unterdessen. »So sehen wir schon mal, ob sie grundsätzlich funktionstüchtig sind.« Schon im nächsten Moment lag ich auf der Liege und bemühte mich, an nichts zu denken.

Der Arzt streifte sich Latex-Handschuhe über und warnte mich: »Am Anfang fühlt es sich etwas kalt an. Nicht erschrecken.«

Ich war viel zu verkrampft, um mich erschrecken zu können. Ich hielt erst einmal die Luft an. Während der Urologe an meinen Hoden herumknetete, ermahnte er mich, weiterzuatmen.

Abwechselnd wog er die beiden in seiner Hand, drückte hier und dort und schaute dabei ein bisschen entrückt an die Zimmerdecke.

»Einen schönen Hoden haben Sie da«, sagte er.

Ich dachte, wie recht er doch hat. Endlich sagt es mal einer.

Der Kick

Soweit ich das überblicken kann, ist die Emanzipation der Frau schon ziemlich weit fortgeschritten, zumindest im Privaten. In den Beziehungen, die ich kenne, treffen die wichtigen Paarentscheidungen die Frauen. Ganz früher war es so: Der Mann entschied alles. Vor nicht allzu langer Zeit war es so: Der Mann entschied nur noch, welches Auto angeschafft wird. Heute ist es so: Selbst über das Auto bestimmt die Frau. Er darf vielleicht noch die Reifen aussuchen.

Ein guter Freund von mir will seit Jahren nach Island fahren. Ein anderer hätte gerne einen Beamer statt eines Fernsehers. Ich selbst würde gern einen Fahrradanhänger für dreihundert Euro kaufen. War der erste Freund in Island? Nein. Hat der andere einen Beamer? Nein. Habe ich einen Fahrradanhänger? Eben.

Es läuft alles sehr in eine Richtung, finde ich. Ich weiß, die Männer stellen noch immer die meisten Vorstandsvorsitzenden und das alles. Aber zu Hause sagen die Männer, die ich kenne: Schatz, du siehst toll aus (sie würden nie wagen, etwas Halbkritisches über die Kleidung ihrer Frauen zu murmeln). Die Frauen hingegen sagen: Wehe, Freundchen,

du ziehst heute Abend schon wieder deinen Rautenpullover an! Komm erst gar nicht auf die Idee!

Sonja ist die Vorstandsvorsitzende in unserer Beziehung, und ich bin der Praktikant, der überall dabei sein darf. Sonja hat unsere Wohnung ausgesucht, sie hat überhaupt erst vorgeschlagen, dass wir zusammenziehen. Sie hat die Farbe unserer Wände bestimmt und die des Duschvorhangs.

Irgendwie klar, dass Sonja und nicht ich die Sache mit der Fortpflanzung in die Hand genommen hat.

Sonja hat schon während der Schulzeit Geige gespielt. Und während sie studierte, hat sie schon in einem Orchester gearbeitet. Sie hatte in ihrem Leben Überschneidungsphasen, ich hatte Pausenphasen: Nach der Schule wusste ich nicht, was ich tun sollte. Nach der Uni wusste ich nicht, was ich tun sollte, und wenn eine Beziehung in die Brüche ging, wusste ich auch nicht, was ich machen sollte.

Ich will nicht sagen, dass ich nicht gefragt wurde, ob wir ein Kind haben wollen. Und ich wollte ja Kinder, sehr gerne sogar. Doch, doch, ich fand das okay. Aber wenn es allein nach mir gegangen wäre, wüsste ich vielleicht bis heute nicht, was mit meinen Spermien los ist.

Wir kannten uns seit drei Jahren. Was für mich eine super Leistung war, denn alle Beziehungen in den Jahren davor waren meistens so schnell in die Brüche gegangen, wie heute die Beziehungen zwischen Fußballbundesligavereinen und ihren Trainern in die Brüche gehen. Es war noch gar nicht lange her, da hatte ich schon gefürchtet, dass aus mir ein Dauer-Single mit gelegentlichen, immer kürzer werdenden Beziehungsphasen werden könnte. Jetzt aber

gab es Sonja schon seit drei Jahren, und es waren gute Jahre, in denen ich nicht ein einziges Mal nachts stundenlang wach lag und grübelte und mir vornahm: Morgen verlasse ich sie – oder spätestens übermorgen, wie es mir bei allen Beziehungen davor ergangen war (nur dass ich immer selbst vor übermorgen verlassen wurde). Und offenbar hat Sonja solche Nächte auch nicht erlebt, jedenfalls hat sie mir nie davon erzählt, und ich habe sie auch nie nachts ins Nichts starren sehen (okay, wäre auch schwierig gewesen).

Es waren krisenfreie drei Jahre. Wenn es Streit gab, dann vor allem, weil ich zu unordentlich war. Weil sie zu viel rauchte. Weil ich die falsche Milch kaufte. Weil sie sich keine Mühe gab, meine in der Tat zweifelhaften Kochkünste wenigstens im Ansatz zu goutieren.

Rund um uns herum wurde fröhlich gezeugt, wir bekamen im Zweimonatstakt E-Mails mit Geburtsnachrichten (über die Fotos im Anhang machten wir uns lustig, weil wir fanden, dass rotgesichtige Babys nicht sein müssen). Wir wussten beide längst voneinander, dass wir »prinzipiell irgendwann« mal Kinder haben wollten. Ich hatte zu Anfang unserer Beziehung mal großspurig die Kinderzahl »drei« zum Ziel erklärt, vielleicht auch weil ich dachte, dass ich sie damit beeindrucken konnte. Jetzt, wo es konkret wurde, war ich gar nicht mehr so großspurig.

Es war klar, dass wir irgendwann darüber reden mussten.

Mein Vater, mein Urgroßvater und wahrscheinlich alle davor hatten es wesentlich einfacher: Sie fragten die Frauen, die sie zu den Müttern ihrer Kinder werden lassen wollten, ob sie heiraten wollen. Damit war alles geklärt. Verhütung

fand nicht statt. Im Anschluss an die Hochzeit verlief die Sache eher nach Naturgesetzen.

Für uns moderne Männer ist der erste Hauptsatz der Befruchtungsdynamik außer Kraft gesetzt. Man muss reden, reden, reden.

Klar, die Frauen fangen auch deshalb eher von sich aus mit dem Thema an, weil sie wissen: Irgendwann ist es zu spät. Und wir denken, wir hätten ewig Zeit.

Aber was, wenn ich hier nun verkündete, dass doch ich es war, der Sonja gefragt hat, ob wir Kinder haben wollen?

Wär schön, aber leider gelogen. Sie war's.

Sonja hatte überraschend einen freien Samstag, weil ein Konzert abgesagt worden war, und wir liefen kreuz und quer durch die Stadt wie Touristen (die es aber in Bochum eigentlich kaum gibt, außer ein paar Rentnern, die sich alte Zechen angucken). Wir liefen durch die Straßen, schauten in dieses Schaufenster und jenes, aßen diesen Kuchen und jenes Sandwich, tranken hier einen Kaffee und dort eine Schorle. Wir trafen zufällig meine Schwester, schwatzten auch mit ihr und hoben abwechselnd ihre dreijährige Tochter Terese in die Höhe.

Als wir im Auto saßen, auf dem Weg nach Hause, ging die Sonne gerade unter und schaffte es auf diese Weise tatsächlich, Bochum ein bisschen wie Nizza aussehen zu lassen (gut, ich war noch nie dort). Sonja fuhr.

»Schon süß, die Kleene.« Sie meinte Terese.

»Total«, stimmte ich zu. Ich war stolzer Onkel, und es freute mich, wenn Sonja meiner Nichte Komplimente machte.

»Kann mir kaum was Süßeres vorstellen«, sagte Sonja versonnen und umklammerte das Lenkrad so fest, als nähme sie gerade ihre erste Fahrstunde. Sie hätte eigentlich längst in den vierten Gang schalten müssen. Mir schwante, worauf sie hinauswollte. Sollte ich jetzt selbst den ersten Schritt machen und vorschlagen: Lass uns auch so ein Kind machen? Stattdessen sagte ich: »Hmmm.«

Sonja guckte kurz zu mir rüber, vielleicht um meine Stimmung zu überprüfen, dann starrte sie wieder auf die Straße. »Ich finde, wir sollten auch eins machen.« Sie schaute weiter nach vorn, als traute sie sich nicht, meine Reaktion zu erfahren, so wie manche Fußballer weggucken, wenn ihre Mitspieler einen Elfmeter schießen.

Ich hatte noch immer nicht begriffen, dass nun mein Einsatz gekommen wäre, ebenfalls etwas Mut zu zeigen. Stattdessen klappte ich die Sonnenblende nach unten, als würde mich als Beifahrer die Sonne wirklich stören, und sagte: »Meinst du das ernst?«

»Klar meine ich das ernst.« In ihrer Stimme hörte ich nun so etwas wie Ungeduld, also ergriff ich endlich die Chance, doch noch zum Helden zu werden: »Wunderbar, dann machen wir das.«

Sonja setzte den Blinker, schaute in den Rückspiegel und fuhr auf einen Lidl-Parkplatz. Wären wir Promis, hätten wir am nächsten Tag in der *Bild* ein Foto von uns gefunden neben der Schlagzeile: Intime Szenen vor dem Discount-Markt – X und Y ein Paar. Sonja und ich waren zwar keine Promis, aber definitiv ein Paar. Und wir wollten ein Kind.

Es war ein guter Kick. Auch für mein Ego, das will ich

nicht leugnen. Es hatte mir noch nie eine Frau ernsthaft gesagt, dass sie ein Kind von mir wollte.

Und frei übersetzt heißt es ja wohl: Ich will für immer mit dir zusammen sein. Und noch etwas freier: Ich finde dich so toll, dass deine Gene unbedingt weitergetragen werden sollten. Es war, wie zum zweiten Mal in dieselbe Frau frisch verliebt zu sein. Ich verbrauchte zehn Tage auf der Vater-werden-wollen-Droge, dann nahm die Wirkung ab.

Am elften Tag fragte ich mich: Was, wenn wir uns doch mal trennen? Am zwölften: Wie wird ein Kind unser Sexleben verändern? Am dreizehnten: Will ich wirklich dauernd nachts aufstehen und meine Tage mit dunklen Augenringen fristen? Am vierzehnten: Will ich das wirklich alles?

Ja. Ich wollte das alles.

Es gab jetzt ohnehin kein Zurück mehr. Die meisten anderen Paarbeschlüsse konnten wieder aufgehoben werden: »Wir trennen uns« (ein Klacks). »Wir fahren nach Rom« (nur ein kleines Problem). »Wir ziehen zusammen« (schon schwieriger, aber machbar). Den Kinderentschluss kann man nicht kippen. Hätte ich am Morgen des vierzehnten Tages zu Sonja gesagt: »Du, äh, ich hab da noch mal drüber nachgedacht, so ein Kind hat ja auch seine Nachteile, ich meine nicht nur finanziell, sondern auch so insgesamt«, ich denke, die Chancen hätten mehr als sehr gut gestanden, dass mich Sonja am fünfzehnten Tag verlassen hätte. Spätestens am sechzehnten.

Die 40-Prozent-Hürde

Sonja setzte nicht nur sofort die Pille ab, sie gab sich auch Mühe, weniger zu rauchen, was ich auch deswegen begrüßte, weil sie weniger oft auf den Balkon verschwand.

So vergingen drei, vier Monate, ohne dass Sonja schwanger wurde, aber auch, ohne dass wir uns deshalb Sorgen machten. Nach dem fünften Monat sagte Sonja: »Vielleicht sollte ich wieder mehr rauchen, wenn ich sowieso nicht schwanger werde.«

Ich hatte einen besseren Vorschlag: »Vielleicht solltest du ganz aufhören mit dem Rauchen.«

»Aha. Du gibst also mir die Schuld.«

So meinte ich es aber nicht. Ich meinte, dass sie sowieso aufhören sollte: ihr zuliebe, mir zuliebe, unseren Tapeten zuliebe. Aber irgendwie schaffte ich es nicht, diesen feinen Unterschied zu vermitteln. So hatten wir unseren ersten Schwangerschaftsstreit, bevor überhaupt von Schwangerschaft die Rede sein konnte.

Zwei Tage später sagte Sonja beim Frühstück: »Was ist, wenn ich gar nicht schwanger werden kann?« Ich kaute gerade an einem Kürbiskernbrötchen mit Käse, deshalb dauerte es eine Weile, bis ich antworten konnte.

»Ach was, mach dir mal keine Sorgen.«

»Mach ich aber.«

Ich wusste Trost: »Ich hab mal gehört, dass Frauen erst nach dem zweihundertsten Mal Sex schwanger werden. Wir sind aber erst bei ...«

Leider durchschaute Sonja meine egoistischen Hintergedanken, lächelte aber immerhin wieder.

»Bei Nina hat es gleich beim ersten Mal geklappt.« Nina ist eine Nachbarin, mit der wir befreundet sind.

»Und was ist, wenn Nina nur ein bisschen angibt? Oder in ihrem Mutterglück verlernt hat zu zählen?«

»Klar, wir Frauen schalten unser Hirn ab, sobald die Eizelle befruchtet ist.« Dazu grinste sie, wenn auch nicht ganz überzeugend. Sie wollte nicht streiten, wirkte aber nach wie vor tendenziell unglücklich.

Ich musste zur Arbeit, und das war mir ganz recht. Manchmal wurde ich angesichts von Sonjas Stimmungen zu einem noch größeren Feigling, als ich sowieso schon oft einer war. Zu einem, der hofft, dass die Stimmung nach seiner Rückkehr besser ist. Nicht einen Gedanken verwendete ich darauf, dass ich vielleicht der Grund sein könnte, weshalb Sonja nicht schwanger wurde. Ich hatte genug Probleme auf der Arbeit: Im Internet machte man sich über unseren Stadt-slogan lustig, »Bochum macht jung« hieß er, und mein Chef und das Standortmarketing wollten, dass uns dringend etwas Besseres einfällt. Der Standort Bochum hatte sowieso gerade zu leiden, Nokia war weggezogen, nach Rumänien. Auf meinem Brainstorm-Notizbuch stand bislang nur: »Komm rum, nach Bochum«, das konnte ich unmöglich jemandem zeigen.

Im sechsten Monat ohne Pille hatten wir zum ersten Mal Sex nach Vorschrift. Wir versuchten, die besonders fruchtbaren Tage zu nutzen, die Sonja mit Hilfe einer Internetseite errechnet hatte.

Am Ende des Monats kam ich nach Hause. Sonja hatte frei, kein Konzert, kein Termin anderswo. Wir wollten uns einen netten Abend machen, ausnahmsweise etwas kochen, Dorade und Tomaten waren eingekauft. Sonja und ich waren keine *Foodies*, wir fanden es albern, was für ein Gewese viele unserer Bekannten um gutes Essen und den passenden Wein machten.

Als ich Sonja umarmte, sagte sie: »Wieder nichts.«

»Mist.«

»Ja, Mist.«

Die Dorade froren wir ein. Ohne zu wissen, ob man Doraden überhaupt einfrieren sollte.

Als auch im achten Monat nichts Fruchtbares entstand, ging Sonja zu ihrer Frauenärztin. Ich weiß, das ist früh. Andere haben zwei Jahre lang Sex ohne Verhütung und machen sich noch keine Sorgen. Aber Sonja und ich hätten ohne Zweifel auch eine Stiftung-Warentest-Sonderausgabe fürs Kindermachen gekauft, noch vor den ersten Fortpflanzungsversuchen, wenn es so eine Sonderausgabe gegeben hätte.

Sonja hatte sich, schon lange bevor wir uns kennenlernten, Sorgen gemacht, dass sie mal keine Kinder bekommen könnte. Nicht aus einem bestimmten Grund, es war »einfach so eine Angst«. Davon wusste ich nichts. Sie hatte es mir nie erzählt. Bis sie von der Ärztin zurückkehrte, wo sich

zu ihrer Verwunderung herausgestellt hatte, dass bei ihr tatsächlich alles in Ordnung war. Also versuchten wir es weiter, was auch ohne Ergebnis mit Vergnügen verbunden war. Dass es nicht klappte, konnte nur eine Laune der Natur sein. Ich stellte mir immer noch keine Fragen.

Irgendwann fing die Ergebnislosigkeit leider an, das Vergnügen in den Hintergrund zu drängen. Und von da an war es nur noch ein kleiner Schritt, bis der Spaß komplett beendet war. Ich selbst war ratlos. Sonja hatte einen Rat: dass auch ich mich untersuchen lassen sollte.

Wir saßen in unserer Küche und aßen Erdbeerkuchen. Sonja, eine Nachbarin und ich. Aus Anlass frischer Zwillinge im Nachbarhaus entstand ein Gespräch darüber, wie viele Paare heute ja auf natürliche Weise keine Kinder mehr bekommen können. Die Nachbarin wusste offenbar bestens Bescheid. Sonja auch. Es war ein Pingpong der Fachausdrücke, von denen ich, wenn überhaupt, nur eine schwammige Vorstellung hatte. Fertilität. Insemination. In-vitro-Fertilisation. Ich konnte nicht mitreden und konzentrierte mich stattdessen auf meinen Erdbeerkuchen. Irgendwann hörte ich die Nachbarin sagen: »Wusstest du eigentlich, dass heutzutage der Mann fast genauso oft schuld ist wie die Frau, wenn es nicht klappt? In vierzig Prozent der Fälle.«

Vierzig Prozent! Ich verschluckte mich fast am Biskuit, der die Erdbeeren trug, und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Vierzig Prozent, das sind vier von zehn, das ist fast die Hälfte, das sind mehr Stimmen, als die CDU normalerweise kriegt. Ich versuchte, die Zahl zu verdrängen,

aß noch ein paar Erdbeerkuchenstücke und hoffte, Sonja würde nicht auf das zurückkommen, was die Nachbarin da erzählt hatte.

Sonja kam auf das zurück, was die Nachbarin da erzählt hatte. Und zwar direkt nachdem ich die Kuchenteller in die Spülmaschine geräumt hatte, was sonst nicht unbedingt meine Art war. Vielleicht hatte ich mir ausgerechnet, Sonja würde mich verschonen, wenn ich mich ein bisschen einschleime. Doch Sonja kam so schnell und direkt auf die vierzig Prozent zu sprechen, dass ich später den Verdacht hatte, dass die ganze Sache unter den Frauen abgesprochen war. Was Sonja bis heute heftig bestreitet. Und warum sollte ich der Frau, die ich liebe, nicht glauben?

Sonja sah die Sache so pragmatisch wie alles andere auch: Sie war beim Arzt gewesen, und jetzt war ich an der Reihe, mir auf mein Zeugungspotential fühlen zu lassen.

Argumente dagegen gab es keine, also zögerte ich es hinaus. Ich gab vor, zuerst mal mit meinem Hausarzt sprechen zu wollen (ich hatte gar keinen Hausarzt). Ich gab vor, dass ich mich darum kümmern würde, wenn das nächste Großprojekt (das es nicht gab und das nur angeblich all meine Konzentration und Kraft forderte) über die Bühne gebracht sei. Ich schlug vor, es während des nächsten Urlaubs zu machen, oder kurz danach, auch in der Hoffnung, Sonja würde mich nach einem netten Pärchenurlaub vielleicht noch ein bisschen länger verschonen, wenn auch nur aus Sorge, das Beziehungsleben oder meine sensible männliche Seele könnten leiden, wenn die Diagnose nicht gut ausfiele.

Außerdem hatte ich noch immer überhaupt keinen Zweifel. Wenn das mit den vierzig Prozent wirklich stimmen sollte, dann würde ich zu den sechzig Prozent gehören. Warum wohl auch nicht? Ich wollte nicht zum Urologen, weil ich vor dem Arzt Angst hatte, nicht vor dem Ergebnis. Männer gehen nicht gerne zum Arzt, erst recht nicht zu einem, dem sie ihr Gemächt zeigen sollen. (Ich wusste damals ja noch nicht mal, wie genau meine Männlichkeit überprüft werden sollte. Wird nur abgezapft? Oder auch erastet?) Frauen gehen zum Frauenarzt, sie tun das, soweit ich das beurteilen kann, ohne größere Scham, jedenfalls reden sie ziemlich entspannt darüber, auch wenn Männer dabei sind und diese, was nicht selten vorkommt, im Chor rufen: »So genau wollen wir das nicht wissen!« Männer gehen nicht zum Männerarzt, so ist das. Sie haben das nicht gelernt. Sie wissen nicht, was sie dort sollen, und sie wissen auch nicht, was sie dort erwartet.

Ich hätte jeden anderen Körperteil lieber untersuchen lassen als meine Hoden. Meine Hoden waren, außer vom Bundeswehrarzt bei der Musterung, immer nur zu erotischen Zwecken von anderen Leuten berührt worden. Meine Hoden waren zum Spaß da. Und so sollte das bitte auch bleiben. Sonja schlug vor, dass sie mir ja einen Termin besorgen könnte, wenn ich nicht anrufen mochte. Das ging mir dann aber doch zu weit. Ich wollte nicht der Mann sein, der von seiner Freundin zum Urologen geschickt wird. Da hätte ja gleich meine Mutter anrufen können: »Mein Sohn ist dreiunddreißig, und ich mache mir Sorgen ...«

An einem Donnerstag vor der Arbeit, als mir wirklich nichts mehr einfiel, was dagegen sprechen könnte, sollte es so weit sein. Sonja war im Bad. Ich schaute das Telefon an, als wüsste ich nicht, wie ich es zu bedienen hätte. Dann bediente ich es, indem ich in der richtigen Reihenfolge auf die richtigen Tasten drückte und es läuten ließ. Einmal, dann legte ich sofort wieder auf.

Sonja rief aus dem Badezimmer: »Hast du schon angerufen?«

Ich schwieg.

»Also nein«, rief sie lauter.

Die Nummer der Praxis hatte ich aus dem Internet. In den letzten Tagen hatte ich gelernt, dass es sehr wohl einen Männerarzt gibt, einen, der sich nur um die Fortpflanzung kümmert, Andrologen nennen sie sich, was ein bisschen nach Astrologe klingt und meinem Zutrauen in diesen Beruf nicht unbedingt zuträglich war. Ich entschied mich für einen Urologen, dessen Fachgebiet etwas weiter gefasst ist. Die Praxis behauptete auf ihrer Homepage, schon weit mehr als tausendmal Sperma analysiert zu haben. Was auf die Größe der Stadt hin berechnet bedeutete, dass mindestens jeder zweihundertste Mann schon mal dort war. Das tröstete mich ein bisschen, immerhin war ich nicht allein.

»Immer noch nicht?«, rief Sonja nach ein paar Minuten. Sie hätte längst fertig sein müssen im Bad.

Ich wählte wieder. Eine Frauenstimme meldete sich sehr freundlich mit »Praxis Dr. Meffen«, und ich weiß nicht, wie so, aber ich musste an eine nicht unattraktive Frau aus einer Vorabendserie denken, blond, Ohrstecker, Jurastudentin.

»Ich ... bräuchte einen Termin.«

Ich lief in unserem Flur auf und ab, Sonja blieb weiter im Bad.

»Wie war noch gleich Ihr Name?«, fragte die jetzt zweifelsfrei extrem attraktive Frau aus der Praxis. Natürlich wusste sie, dass ich meinen Namen nicht genannt hatte. Jetzt gab ich ihn preis, Buchstabe für Buchstabe. Dazwischen zögerte ich, als wollte ich sicher sein, dass, falls sie plötzlich ruft: »Sind Sie nicht der Wegener, der mit meiner Schwester studiert hat?«, ich noch reagieren könnte: »Wegener, nein, wie kommen Sie denn darauf? Wegemann heiße ich. Mit Mann am Ende.« Als mein Name draußen war, fragte sie, was sie denn für mich tun könne.

»Ich würde gerne meine Jungs bei Ihnen checken lassen.« Ich nannte sie so, weil ich das sympathischer fand als Spermien. Spermium klingt unangenehm, finde ich. Jungs klang persönlicher und nicht ganz so traurig.

»Ihre was?« Offenbar kannte sie den Ausdruck nicht. Oder er gefiel ihr nicht.

»Meine Jungs. Spermien. Machen Sie doch, oder?«

»Ja, schon, wir erstellen Spermiogramme.«

Den Begriff wiederum hatte ich bis dahin noch nicht gehört.

Plötzlich war die Stimme gar nicht mehr attraktiv. Sie schlug mir einen Termin in zwei Wochen vor, was mich beruhigte, nicht nur, weil ich ein paar Tage gewonnen hatte, sondern auch, weil die Praxis offenbar viel zu tun hatte, und ich wollte meine Spermien nicht in einer Kaschemme abgeben, wo sie seit Wochen keinen Patienten mehr hatten.

Weiß der Teufel, was die mit meinen wertvollen Jungs anstellen könnten.

»Alles klar?«, fragte Sonja, als sie aus dem Bad kam. Ich schwieg wieder. Ich nahm mir vor, in den folgenden zwei Wochen besonders gut zu essen und viel an der frischen Luft zu sein, was man sich halt so vornimmt, wenn man keine Ahnung hat, was Spermien so fit hält. In Wahrheit sah ich in diesen beiden Wochen besonders viel fern, zappte zu Sportkanälen, die ich sonst ignoriere, schaute Sportarten zu, die mich nicht interessieren, und war auch sonst für Sonja ein mieser Gesprächspartner. An Sex war gar nicht erst zu denken.

Ich wollte nicht zum Urologen. Ich war nie länger krank gewesen, und obwohl ich dreiunddreißig war, fühlte ich mich keineswegs gebrechlich, sondern eigentlich noch ziemlich frisch.

Mein Vater hat zwei Kinder gezeugt, innerhalb von drei Jahren. Soweit ich weiß, hat es ihn nicht viel Mühe gekostet.

Auf meiner Brust wachsen Haare, und wenn ich mich recht erinnere, rasiere ich mich, seit ich siebzehn geworden bin, statt wie einige meiner Freunde fast bis zwanzig darauf zu warten, bis im Gesicht etwas wuchs, was sich zu rasieren lohnte. Bis heute trage ich einen Drei- bis Fünftagebart und fühle mich auch sonst einigermaßen männlich.

Ich war immer gut im Sport, und bis ich vierzehn Jahre alt war, machte ich mir ernsthaft Hoffnungen, Fußballprofi zu werden, auch wenn meine Aussichten nie so gut waren wie die meines besten Freundes Jörg, der es immerhin ein-

mal auf die Ersatzbank eines Bundesligisten geschafft hatte (allerdings saß er dort nur einen einzigen Nachmittag lang). Jedenfalls gehörte ich nicht zu den Jungs, die sich scheuten, auf Bäume zu klettern, mit Wucht gegen einen Ball zu treten oder nachts durch den Wald zu laufen. Ich hatte mich schon als Mann gefühlt, als ich noch gar keiner war.

Mein Vater war zwei Wochen zuvor zum ersten Mal beim Urologen gewesen, mit Mitte sechzig, um seine Prostata untersuchen zu lassen. Hätte es nicht bei mir auch noch etwas Zeit gehabt?

Kopfdefekte

Wier Tage nach meiner Spermienprobe war ich wieder in der Praxis, in die ich eigentlich nie wollte. Die Begrüßung im Wartezimmer war wieder wenig euphorisch. Diesmal fiel mir auf, dass dort vor allem zwei Arten von Männern vertreten waren: Männer um die dreißig und Männer jenseits der sechzig, Letztere vorwiegend mit dickem Bauch. Prostata trifft Zeugungsschwäche. Da ich erkennbar noch nicht zu den Rentnern zählte, war klar, was mein Problem war. Kein gutes Gefühl. Als ich zum Arztzimmer schritt, drückte ich den Rücken durch und versuchte einen selbstbewussten, männlichen Gang. Als würde das helfen.

Der Arzt gab mir die Hand und schloss die Tür. Ein schlechtes Zeichen? Vor ihm lag ein DIN-A4-Blatt. Er betrachtete es so ausgiebig, als sähe er so ein Blatt zum allerersten Mal, dabei gab es Grund, anzunehmen, dass er sich damit auskannte. Mich hingegen vermied er anzusehen. Noch ein schlechtes Zeichen? Ich schielte auf das Blatt. »Ejakulationsbefundbogen nach WHO 1999«, stand da. Ist jetzt schon die Weltgesundheitsorganisation für mich zuständig? Sollten die sich nicht besser um die Cholera in Haiti kümmern?